

Musik

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musik.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Hesse, Bern.

Wieder sitze ich auf meinem bescheidenen Eckplatz im Konzertsaal, der mir lieb ist, weil ich niemand hinter mir sitzen habe, und wieder rauscht der leise Lärm und glitzert das reiche Licht des vollen Saales mild und fröhlich auf mich ein, indes ich warte, im Programm lese und die süße Spannung fühle, die nun bald der klopfende Taktstock des Dirigenten aufs höchste treiben und die gleich darauf der erste schwellende Orchesterklang entladen und erlösen wird. Ich weiß nicht, wird er hoch und aufreizend schwirren wie hochsommerlicher Insektentanz in der Julinacht, wird er mit Hörnern einsetzen, hell und freudig, wird er dumpf und schwül in gedämpften Bässen atmen? Ich kenne die Musik nicht, die mich heute erwartet, und ich bin voll Ahnung und suchendem Borgedühl, voll von Wünschen, wie es sein möge, und voll Borgenuß und Zuversicht, es werde sehr schön sein. Denn Freunde haben mir das erzählt.

Vorn im großen weißen Saal haben sich die Schlachtreihen geordnet, hoch stehen die Kontrabässe aufgerichtet und schwanke leise mit Giraffenhälsen, gehorsam beugen sich die nachdenklichen Cellisten über ihre Saiten, das Stimmen ist schon fast vorüber, ein letzter probender Laut aus einer Klarinette triumphiert aufreizend herüber.

Jetzt ist der köstliche Augenblick, jetzt steht der Dirigent lang und schwarz gerückt, die Lichter im Saale sind plötzlich ehrfürchtig erloschen, auf dem Pulste leuchtet geisterhaft, von unsichtbarer Lampe heftig bestrahlt, die weiße Partitur. Unser Dirigent, den wir alle dankbar lieben, hat mit dem Stäbchen gepocht, er hat beide Arme ausgebreitet und steht steil gespannt in drängender Bereitschaft. Und jetzt wirft er den Kopf zurück, man ahnt selbst von hinten das feldherrnhafte Blitzen seiner Augen, er regt die Hände wie Flügelspitzen, und alsbald ist der Saal und die Welt und mein Herz von kurzen, raschen, schaumigen Geigenwellen überflutet. Hin ist Volk und Saal, Dirigent und Orchester, hin und versunken ist die ganze Welt, um vor meinen Sinnen in

neuen Formen wiedergeschaffen zu werden. Weh dem Musikanten, der es jetzt unternähme, uns Erwartungsvollen eine kleine, schäbige Welt aufzubauen, eine ungläubhafte, erklügelte, verlogene!

Aber nein, ein Meister ist am Werk. Aus der Leere und Versunkenheit des Chaos wirft er eine Woge empor, breit und gewaltig, und über der Woge bleibt eine Klippe stehen, ein öder Inselitz, eine bange Zuflucht überm Abgrund der Welten, und auf der Klippe steht ein Mensch, steht der Mensch, einsam im Grenzlosen, und in die gleichmütige Wildnis tönt sein schlagendes Herz mit beseelender Klage. In ihm atmet der Sinn der Welt, ihn erwartet das gestaltlose Unendliche, seine einsame Stimme fragt in die leere Weite, und seine Frage ist es, die Gestalt, Ordnung, Schönheit in die Wüste zaubert. Hier steht ein Mensch, ein Meister zwar, aber er steht erschüttert und zweifelnd überm Abgrund, und in seiner Stimme liegt Grauen.

Aber siehe, die Welt tönt ihm entgegen, Melodie strömt in das Unerhoffene, Form durchdringt das Chaos, Gefühl hallt in dem unendlichen Raume wider. Es geschieht das Wunder der Kunst, die Wiederholung der Schöpfung. Stimmen antworten der einsamen Frage, Blicke strahlen dem suchenden Auge entgegen, Herzschlag und Möglichkeit der Liebe dämmert aus der Dede empor, und im Morgenrot seines jungen Bewußtseins nimmt der erste Mensch von der willigen Erde Besitz. Stolz blüht in ihm auf und tiefe freudige Rührung, seine Stimme wächst und herrscht, sie verkündet die Botschaft der Liebe.

Schweigen tritt ein; der erste Satz ist zu Ende. Und wieder hören wir ihn, den Menschen, in dessen Sein und Seele wir eingebegriffen sind. Die Schöpfung geht ihren Gang, es entsteht Kampf, es entsteht Not, es entsteht Leiden. Er steht und klagt, daß uns das Herz zittert, er leidet unerwiderte Liebe, er erlebt die furchtbare Vereinsamung durch Erkenntnis. Stöhnend wühlt die Musik im Schmerze, ein Horn ruft klagend wie in letzter Not, das

Cello weint verschämt, aus dem Zusammenklang vieler Instrumente gerinnt eine schauernde Trauer, fahl und hoffnungslos, und aus der Nacht des Leidens steigen Melodien, Erinnerungen vergangener Seligkeit, wie fremde Sternbilder in trauriger Kühle herauf.

Aber der letzte Satz spinnt aus der Trübe einen goldenen Trostfaden heraus. O, wie die Oboe emporsteigt und ausweinend niedersinkt! Kämpfe lösen sich zu schöner Klarheit, häßliche Trübungen schmelzen hin und blicken plötzlich still und silbern, Schmerzen flüchten sich schamvoll in erlösendes Lächeln. Verzweiflung wandelt sich mild in Erkenntnis der Notwendigkeit, Freude und Ordnung kehren erhöht und verheißungsvoller wieder, vergessene Reize und Schönheiten treten hervor und zu neuen Reigen zusammen. Und alles vereinigt sich, Leid und Bönne, und wächst in großen Chören hoch und höher, Himmel tun sich auf, und segnende Götter blicken tröstlich auf die ansteigenden Stürme der Menschensehnsucht nieder. Ausgeglichen, erobert und zum Frieden gebracht, schwebt die Welt einen süßen Augenblick, sechs Takte lang, selig in begnügter Bollendung, in sich beglückt und vollkommen! Und das ist das Ende. Noch vom großen Eindruck betäubt, suchen wir uns durch Klatschen zu erleichtern. Und in dem Getümmel erregter, beifallklatschender Minuten wird uns klar, wird uns jedem von sich selbst und vom andern bestätigt, daß wir etwas Großes und herrlich Schönes erlebt haben.

* * *

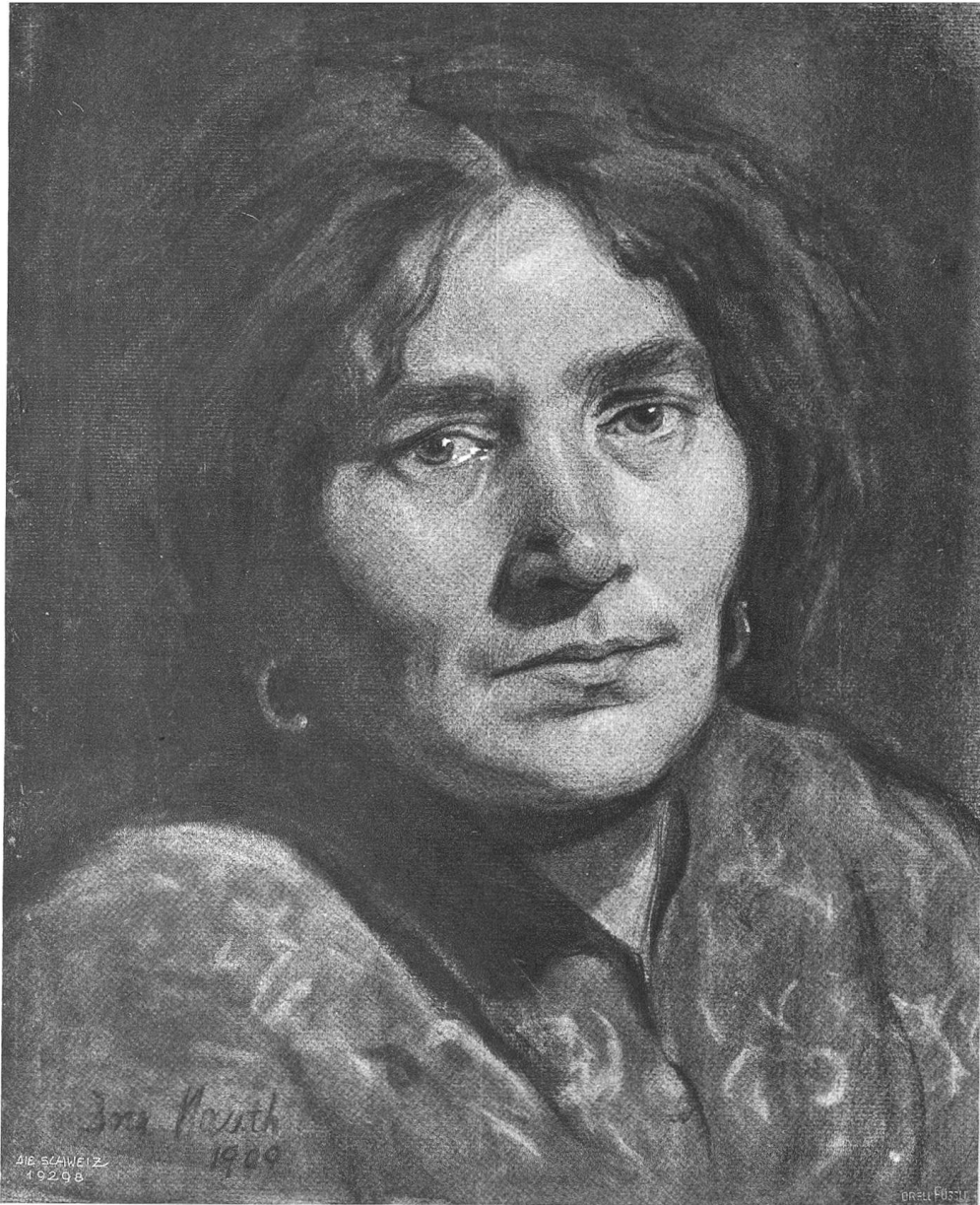
Manche „fachmännische“ Musiker erklären es für falsch und dilettantenhaft, wenn der Hörer während einer musikalischen Aufführung Bilder sieht: Landschaften, Menschen, Meere, Gewitter, Tages- und Jahreszeiten. Mir, der ich so sehr Laie bin, daß ich auch nicht die Tonart eines Stückes richtig erkennen kann, mir scheint das Bildersehen natürlich und gut; ich fand es übrigens schon bei guten Fachmusikern wieder. Selbstverständlich mußte beim heutigen Konzert durchaus nicht jeder Hörer daselbe sehen wie ich: die große Woge, die Klippeninsel des Einsamen und alles das. Wohl aber, scheint mir, mußte in jedem Zuhörer diese Musik

dieselbe Vorstellung eines organischen Wachsens und Seins hervorrufen, eines Entstehens, eines Kämpfens und Leidens und schließlich eines Sieges. Ein guter Wanderer mochte ganz wohl dabei die Bilder einer langen und gefährvollen Alpentour vor Augen haben, ein Philosoph das Erwachen eines Bewußtseins und sein Werden und Leiden bis zum dankbaren, reifen Tasagen, ein Frommer den Weg einer suchenden Seele von Gott weg und zu einem größern, gereinigten Gotte zurück. Keiner aber, der überhaupt willig zugehört, konnte den dramatischen Bogen dieses Gebildes verkennen, den Weg vom Kind zum Manne, vom Werden zum Sein, vom Einzelglück zur Versöhnung mit dem Willen des Alls.

In satirischen und humoristischen Romanen oder Feuilletons habe ich manchmal erbärmliche und bedauernswerte Typen von Konzertbesuchern verhöhnt gefunden: den Geschäftsmann, der während des Trauermarsches der Eroica an Wertpapiere denkt, die reiche Dame, die in ein Brahmskonzert geht, um ihren Schmutz zu zeigen, die Mutter, die eine heiratsbedürftige Tochter unter den Klängen Mozarts zu Markte führt, und wie alle diese Figuren heißen mögen. Ohne Zweifel muß es solche Menschen geben, sonst fehlten ihre Bilder nicht so häufig bei den Schriftstellern wieder.

Mir aber sind sie trotzdem stets unglaublich erschienen und unbegreiflich geblieben. Daß man in ein Konzert gehen kann wie in eine Gesellschaft oder zu einem offiziellen Anlaß: gleichmütig und stumpf oder berechnend mit eigennütigen Absichten oder eitel und prozenthaf, das kann ich begreifen, das ist menschlich und belächelnswert. Ich selber bin, da ich die Musiktage ja nicht selber ansehen kann, schon manchmal ohne gute und andächtige Stimmung ins Konzert gegangen, müde oder verärgert oder krank oder voll Sorgen.

Aber daß Menschen eine Symphonie von Beethoven, eine Serenade von Mozart, eine Kantate von Bach, wenn erst der Taktstock tanzt und die Tönwellen fluten, mit Gleichmut anhören können, unverändert in der Seele, ohne Ergriffenheit und Aufschwung, ohne Schrecken und Scham



Dora Hauth, Zürich-München.

Arbeiterin.
Farbige Kohlenzeichnung.

oder Trauer, ohne Weh oder Freude-
schauer — das ist mir nie verständlich ge-
worden. Man kann schwerlich vom tech-
nischen Apparat viel weniger verstehen
als ich — kaum daß ich Noten lesen kann!
— aber daß es in den Werken der großen
Musiker, wenn überhaupt irgendwo in der
Kunst, sich um höchstgesteigertes Menschen-
leben handelt, um das Ernsteste und Wich-
tigste für mich und dich und jedermann,
das mühte doch auch der ärmste Laie noch
fühlen können! Das ist ja das Geheimnis
der Musik, daß sie nur unsere Seele for-
dert, die aber ganz, sie fordert nicht In-
telligenz und Bildung, sie stellt über alle
Wissenschaften und Sprachen hinweg in
vieldeutigen, aber im letzten Sinne immer
selbstverständlichen Gestaltungen stets nur
die Seele des Menschen dar. Je größer
der Meister, desto unbeschränkter die Gül-
tigkeit und Tiefe seines Schauens und
Erlebens. Und wieder: je vollkommener
die rein musikalische Form, desto un-
mittelbarer die süße Wirkung auf unsere
Seele. Mag ein Meister nichts anderes
erstreben als den stärksten und schärfsten
Ausdruck für seine eigenen seelischen Zu-
stände oder mag er sehnsüchtig von sich
selber weg einem Traume reiner Schön-
heit nachgehen, beide Mal wird sein Werk
ohne weiteres verständlich und unmittel-
bar wirken. Das Technische kommt erst
viel später. Ob Beethoven in irgend
einem Stück die Geigernoten nicht sehr
handgerecht gesetzt hat, ob Berlioz irgend-
wo mit einem Horneinsatz etwas unge-
wöhnlich Kühnes wagt, ob die mächtige
Wirkung dieser und jener Stelle auf einem
Orgelpunkt beruht oder nur klanglich auf
einer Dämpfung der Celli oder auf was
immer, das zu wissen ist schön und nüt-
zlich, aber es ist für den Genuß einer Musik
entbehrlich.

Und ich glaube sogar, gelegentlich ur-
teilt ein Laie über Musik richtiger und
reiner als mancher Musiker. Es gibt nicht
wenige Stücke, die am Laien als ein an-
genehmes, doch unwichtiges Spiel ohne
großen Eindruck vorüberzusehen, wäh-
rend ihre technische Könnerschaft den Ein-
geweihten hoch entzückt. So schätzen auch
wir Literaten manches Werk der Dich-
tung, das für Naive gar keine Zauber hat.
Aber es ist mir kein großes Werk eines

echten Meisters bekannt, das seine Wir-
kung nur auf Sachverständige übte. Und
weiter sind wir Laien so glücklich, ein
schönes Werk auch in teilweise mangel-
hafter Aufführung noch tief genießen zu
können. Wir erheben uns mit feuchten
Augen und fühlen uns in allen Gründen
der Seele geschüttelt, ermahnt, angeklagt,
gereinigt, versöhnt, während der Fach-
mann über eine Tempoauffassung streitet
oder wegen eines unpräzisen Einsatzes alle
Freude verloren hat.

Gewiß hat dafür der Kenner auch Ge-
nüsse, vor denen wir Unkundigen ver-
sagen. Indessen gerade die seltenen,
klanglich einzigen Höchstleistungen: den
Zusammenklang eines Streichquartetts
von lauter alten, sehr köstlichen Instru-
menten, den süßen Reiz eines seltenen
Tenors, die warme Fülle einer außer-
ordentlichen Altstimme, dies alles empfin-
det ein zartes Ohr, von allem Wissen un-
abhängig, ganz elementar. Das mitzu-
fühlen ist Sache der sinnlichen Sensibilität,
nicht der Bildung, obwohl natürlich auch
das sinnliche Genießen geschult werden
kann. Und ähnlich ist es mit den Leistun-
gen der Dirigenten. Bei Werken von
hohem Werte wird gar nie die technische
Meisterschaft des Kapellmeisters allein
den Rang seiner Leistung bestimmen, son-
dern weit mehr seine menschliche Fein-
fühligkeit, sein seelischer Umfang, sein per-
sönlicher Ernst.

Was wäre unser Leben ohne Musik!
Es brauchen ja gar nicht Konzerte zu sein.
Es genügt in tausend Fällen ein Tippen
am Klavier, ein dankbares Pfeifen, Sin-
gen oder Summen oder auch nur das
stumme Sicherinnern an unvergeßliche
Takte. Wenn man mir, oder jedem halb-
wegs Musikalischen, etwa die Choräle
Bachs, die Arien aus der Zauberflöte und
dem Figaro wegnähme, verböte oder ge-
waltfam aus dem Gedächtnis risse, so
wäre das für uns wie der Verlust eines
Organes, wie der Verlust eines halben,
eines ganzen Sinnes. Wie oft, wenn
nichts mehr helfen will, wenn auch Him-
melsblau und Sternennacht uns nimmer
erfreuen und kein Buch eines Dichters
mehr für uns vorhanden ist, wie oft er-
scheint da aus Schätzen der Erinnerung
ein Lied von Schubert, ein Takt von Mo-

zart, ein Klang aus einer Messe, einer Sonate — wir wissen nicht mehr, wo und wann wir sie gehört — und leuchtet hell und rüttelt uns auf und legt uns Liebeshände auf schmerzliche Wunden . . . Ach, was wäre unser Leben ohne Musik!

März

Hüt mag ich die staubige Buecher nid gseh,
 Es lachet de Früelig, und de freut mi meh!
 Er lachet dur's Feister: „Gäll, früe bin ich da,
 Chumm use und freu di und lueg, was ich ha!
 Viel Fröhli und Sunnigs und heitere Schy,
 Chumm use und freu di, das alles ghört di!
 De Glanz und die Helli träg hei i dis Hus,
 Da flüged gwüß d' Sorge und 's Winterleid drus!“

Emma Vogel, Zürich.

Rinderfrühling

Ihr Buben und Mädchen, heraus aus dem Haus
 Mit Reifen, Stelzen und Ballen!
 Schon pfeifet die Amsel den Lockruf hinaus,
 Euch Kindern gilt er vor allen!

In sammtweichen Knospen die Weide blüht,
 In goldhellen Lichtern die Sonne sprüht,
 Ein herber Märzwind vom Schwarzwald weht,
 Der Storch kehrt heim, und die Möve geht —
 Und der Lenz, der Lenz, der will kommen!

Drum hinaus, auf Gassen und Plätze und Rain,
 Du kleines Vöcklein, nun wandre,
 Der eine auf hohem Stelzenbein,
 Mit schwingendem Reifen der andre!
 Hinaus aus allen Häusern es quillt,
 Die Trommel tönt, und die Pfeife schrillt,
 Die fröhliche Klapper ist auch schon zur Hand,
 Dort rollen die Marmeln geschäftig im Sand,
 Und der Kreisel fährt zwischen die Füße.

Ein Schweizerfähnlein weht lustig im Wind
 Bei Schwertgegrüteten Knaben,
 Die Mägdlein führen ihr Puppenkind,
 Ums auch an der Sonne zu laben.
 Dort steigen zwei Mut'ge nieder zum Rhein
 Und schiefen über die Fluten den Stein,
 Der zwischen smaragdnen Tropfen springt,
 Bis daß er endlich zur Tiefe sinkt,
 Von rauschenden Wellen begraben.

Am Uferstrand stehet ein Dirnlein klein
 Von den Gefährten verlassen;
 Das wirft seinen Ball in den Himmel hinein
 Und weiß sich vor Glück kaum zu fassen.
 Die blonden Härlein flattern im Wind,
 Der zuset und schüttelt das lustige Kind —
 O du fröhliches, jubelndes Kinderherz,
 So verheißungsvoll wie ein Tag im März,
 Gott segne das Werden und Blühen!

Lulise Schaefer-Schmidt, Basel.

Zwei romantische Stücke.

Von Robert Walser, Biel.

Die Indianerin.

Teenhaft schön war es am See, an dessen Ufer zahlreiche Menschen hin- und herspazierten, um die Schönheit und den Zauber der Sommernacht zu genießen. Ich kam aus meiner winkligen, düstern Altstadt heraus, in der Tat ganz hübsch angezogen. Ich besaß an Geld und an Hoffnungen soviel wie nichts, aber dafür lebte der feste Entschluß in mir, in dieser Nacht,

an diesem zaubervollen Abend etwas Schönes zu erleben. Ein Abenteuer war es für mich schon, nur durch die Bahnhofstraße zu gehen, wo die Bäume geisterhafte Blatterschatten aufs Trottoir und an die Mauern warfen. Die nachgebildeten Blätter bewegten sich wie die wirklichen. Alle Träume waren wach geworden, und es schien mir, als bewegten sich Geister und Gedanken weich und